

# Durchbrochene Grenzlinien von Sabine Gruber (Wien)

in memoriam Luise Monauni (1918-2008)

## I Ahnen und Ahnungen

Als Kind hatte ich einmal die Hände zu einem Sprachrohr geformt und Worte hineingerufen, abwechselnd auf Deutsch und auf Italienisch. Ich steckte daraufhin immer wieder meine Nase in die Mulden der geöffneten Handflächen, weil ich herausfinden wollte, wie die eine und wie die andere Sprache riecht. Das Experiment ergab keinen Unterschied.<sup>1</sup>

„Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession! Kein Jude kann daher Volksgenosse sein!“ Dieses Motto steht im Ahnenpaß, welcher der reichsdeutschen Sippenforschung diente und während der Zeit des Nationalsozialismus von den meisten deutschsprachigen Südtirolern pflichtgetreu ausgefüllt worden war.

Väterlicherseits fand ich Eintragungen, die bis ins Jahr 1728 zurückreichen, bis zur Generation des Großvaters meines Urgroßvaters. Die Gruber waren allesamt Südtiroler aus Lana und aus dem Ultental; die dazugehörigen Frauen trugen ebenfalls deutschsprachige Namen wie *Kröss*, *Weger*, *Schwienbacher* und *Bart*.

Mütterlicherseits hören die Eintragungen bei meinem Urgroßvater Karl Monauni auf; er war Jahrgang 1876, Sohn des Johann Monauni, von dem nichts bekannt ist, außer daß er mit einer Frau namens Aloisia Annesi verheiratet gewesen war.

Der Ahnenpaß, so steht es auf der ersten Seite des 48 Seiten dicken Büchleins, sei nur für „Deutschblütige“ bestimmt. Der Vater meiner Mutter wußte wenig bis gar nichts über seine Familie, weil er früh Vollwaise geworden war. Nachforschungen haben inzwischen ergeben, daß die Monauni – der Name ist äußerst selten – mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem Nonstal im Trentino stammen. Ein Namensforscher vor Ort hat Spuren bis ins 15. Jahrhundert nachverfolgen können.<sup>2</sup> Die Etymologie des Namens ist umstritten, denkbar wäre eine Ableitung von Anaunia – so die ursprüngliche lateinische Bezeichnung der Valle di Non; Anaunia soll einer Hypothese Felice Zadras<sup>3</sup> zufolge hebräischen Ursprungs sein. Als jüdischer Familienname wäre Monauni auch in der Bedeutung von *Vorgesetzter/Vorsteher*<sup>4</sup> belegbar. Waren die Monauni im Mittelalter noch Mitglieder der jüdischen Gemeinde der Valle di Non oder der Val di Sole, an die heute noch Ortsnamen wie *Rabbi* und viele aus dem Trentino stammende Südtiroler Familiennamen wie *Abram* und *Zadra* erinnern? Waren sie Rätoromanen? Auf jeden Fall waren die Monauni über Jahrhunderte Italiener.

Der Vater meiner Mutter hatte kohlrabenschwarze Haare und eine dunkle Haut. Als es am 21. Oktober 1939 zum Optionsabkommen zwischen Hitler und Mussolini

kam, stimmte mein Großvater Karl Monauni – verheiratete und minderjährige Frauen waren nicht stimmberechtigt – gemeinsam mit 86% der Südtiroler für eine Umsiedlung ins *Deutsche Reich*. Tatsächlich ausgewandert waren bis zum Sturz Mussolinis nur ein Drittel der Südtiroler (rund 75.000 von insgesamt 213.000), meist besitzlose, unselbständig erwerbstätige Familien, zu denen auch die Eltern meiner Mutter gehörten. Väterlicherseits hatten Teile der Familie für, Teile gegen eine Umsiedlung ins Deutsche Reich gestimmt, ausgewandert war niemand, denn es gab Häuser und eine kleine Buchdruckerei zu verlieren.

In meiner Kindheit, ich bin Jahrgang 1963, erinnerten die Identitätskarten meiner Eltern – so heißen die Personalausweise in Südtirol in Anlehnung an die *carta d'identità* – an die faschistische Italianisierungspolitik. Mein Vater hieß noch in den 70er Jahren *Umberto* statt Hubert und meine Mutter *Anna Maria* statt Annemarie. Umgekehrt bin ich nach der römischen Heiligen Santa Sabina getauft worden, doch der deutschsprachige Gemeindebeamte hielt sich nicht an den Taufschein und besserte das A in ein E aus, weil ihm Sabina zu wenig deutsch erschien.

Mein Vater war zu Kriegsende sieben Jahre alt, meine Mutter vier; sie hatten den Zweiten Weltkrieg nicht aktiv erlebt, vielleicht fiel es ihnen deswegen leichter, ihre Kinder von nationalen Zuschreibungen und Vorurteilen fernzuhalten. Es gab zuhause weder sprachliche Maßregelungen – wir durften zu den Telephonmünzen *gettoni* und zum Autokennzeichen *targa* sagen – noch hörten wir im familiären Umfeld abwertende Bemerkungen über die andere Volksgruppe. Wir wurden bestraft, wenn wir die pejorative Bezeichnung *Walsche* für die Italiener benützten. Meine Mutter hatte ihre frühe Kindheit im Zuge der Umsiedlung im Nordtiroler Oberland verbracht. Ihrer Familie war nicht – wie von der NS-Propaganda versprochen – ein Stück Land im *deutschen Reichskörper* zugewiesen worden, sondern sie kam in provisorischen Sammellagern unter, später in einer Zimmer-Küche-Wohnung ohne Fließwasser im Inzinger Posthaus. Aus dem Blickwinkel der österreichischen Reichsdeutschen waren die Südtiroler ärmliche Zuwanderer aus Italien gewesen. Meine Mutter war als Mädchen abschätzig *Katzelmacherin* gerufen worden; *Katzel/Gatzel* hat sich aus dem spätlateinischen *cattia* entwickelt und meint einerseits die hölzernen Schöpflöffel, welche die fahrenden ladinischen Holzschnitzer zum Kauf anboten, andererseits läßt sich das Wort auch vom althochdeutschen *Chezsil* ableiten. *Katzelmacher* im Sinne von *Kesselmacher* bzw. *Kesselflicker* ist ein Ethnophaulismus, der auch gewisse soziale Kategorien wie Armut oder eine andere Hautfarbe inkludiert. Die negative Konnotation für Italiener gewann es übrigens im Ersten Weltkrieg.

In Nordtirol war meine schwarzhäufige, dunkelhäutige Mutter noch eine *Katzelmacherin* gewesen, an der Seite ihres Mannes, der wie sie im Burggräfler Dialekt spricht, wurde sie in einer Menschenschlange vor einer Gelateria in Rimini zur Ehefrau eines *crucco*. Mein Vater hatte sich gegen einen vordrängenden Italiener zur Wehr gesetzt und wurde aufgrund seiner Zweisprachigkeit sofort jenen *estremisti altoatesini* zugerechnet, welche angeblich die Italiener haßten und einen eigenen Staat anstrebten.

*Crucco* kommt nicht von *Krücken*, sondern vom Wort *kruh*, was im Serbokroatischen und Slowenischen *Brot* heißt. Die italienischen Soldaten nannten im Ersten Weltkrieg die kroatischen Gefangenen österreichischer Nationalität *kruh*, weil sie ständig um *kruh* bettelten; der Nordosten war demgemäß die *terra crucca*; später bezeichneten auch die italienischen Partisanen alles Deutsche abwertend als *crucco*.

Meine Mutter wollte mich, obschon sie mit einer aus Chioggia stammenden Italienerin befreundet war, die einen Sohn in meinem Alter hatte, in den deutschsprachigen Kindergarten geben. Bei der Anmeldung sollten Maurizio und ich, nach Sprachgruppen separiert, verschiedenen Betreuerinnen zugeteilt werden. Nachdem ich realisiert hatte, daß man mich von meinem italienischen Spielgefährten trennen würde, soll ich mich als Dreijährige derart aufgeführt haben, daß Mutter nachgab und mich ebenfalls bei Maestra Chiara anmeldete.

Das Kind der vermeintlichen *Katzelmacherin* und des *crucco* begab sich aus freien Stücken in eine *walsche* Kindergruppe, obwohl es laut *Sprachgruppenzugehörigkeits-erklärung*, die sein Vater später, 1981, abgeben mußte, nicht dorthin gehörte.

Diese frühe Italophilie wurde konterkariert von meinem Lieblingskleidungsstück, der Lederhose, aus der ich – den Erzählungen meiner Mutter zufolge – nicht einmal dann herauszukriegen gewesen war, als die Familie das Auto bestiegen hatte, um ans Meer zu fahren.

## II Rund- und Spitzköpfe

„Eine Gemeinschaft,“ schreibt der Soziologe Zygmunt Baumann, „ist entweder stumm – oder erloschen. [...] Sobald sie beginnt, ihre Werte zu preisen, von ihrer unverfälschten Schönheit zu schwärmen und Manifeste zu plakätieren [...] kann man sicher sein, daß die Gemeinschaft nicht mehr [...] existiert.“<sup>45</sup>

Zuhause sprachen wir ausschließlich deutsch, doch gab es in den 70er Jahren mit Ausnahme des ORF1 und des ZDF keine deutschsprachigen Fernsehkanäle, so daß ich auch über das italienische Fernsehen mit der anderen Sprache und Kultur in Berührung kam. Darüber hinaus las mein Vater am Wochenende regelmäßig den *Corriere della sera*. Die Familie unternahm Reisen nach Venedig, nach Rom, an den Gardasee, nach Rimini und Ancona, wo eine Kusine meiner Mutter mit einem italienischen Finanzbeamten verheiratet war. Es gab – im Unterschied zu anderen deutschsprachigen Südtiroler Familien – keine Berührungsängste mit der italienischen Kultur. Die verbalen Seitenhiebe auf die Italiener, die in der Südtiroler Öffentlichkeit zu hören waren, paßten nicht ins Familienvokabular. Ich sah sie als Äußerungen unbedachter Menschen und schenkte ihnen in meiner Kindheit keine größere Beachtung.

Vielleicht hatten die familiären Städtereisen dazu beigetragen, daß ich als Volksschulkind eine Vorliebe für die faschistische Architektur entwickelte; ich würde nicht so weit gehen und darin eine frühe Hinwendung zur Moderne sehen. Als Acht-/Neunjährige hatte ich eine Schwäche für Marcello Piacentinis Siegesdenkmal in Bozen,

das den Märtyrern des Ersten Weltkrieges gewidmet ist und für den Sieg Italiens steht. Ich blickte mit Stolz auf den monumentalen weißen Bau, in dem ich eine Art Triumphbogen des Konstantin sah; die stilisierte Siegesgöttin, die einen Pfeil gegen den germanischen Norden abschießt, interpretierte ich damals als Liebesgöttin. Ich wußte die an den Säulen und Pilastern angebrachten Liktorenbündel ebensowenig zu interpretieren wie die lateinische Inschrift an der Frontseite des Denkmals: „Hic Patriae fines siste signa. Hinc ceteros excoluimus lingua legibus artibus. / Hier an den Grenzen des Vaterlandes setze die Zeichen. Von hier aus bildeten wir die übrigen durch Sprache, Gesetze und Künste.“ Erst viel später erkannte ich in derlei Gebäuden die symbolische Präfiguration des Faschismus. Ich lernte nach und nach deren expressive, lapidare (zu den Steinen gehörige) Sprache zu lesen und streng ideologische, provokatorische Bauten von den avantgardistisch-rationalistischen Projekten zu unterscheiden. Die kindlichen Augen hatten in so manchem faschistischen Gebäude oder fragwürdigen Denkmal gut erhaltene Relikte aus der Römerzeit erblickt, ohne zu erkennen, daß diese Art von faschistischer Architektur bewußt auf die Größe und Macht des imperialen Rom rekurrierte.

Gelegentlich bereits in der Mittelschule, jedoch verstärkt am Humanistischen Gymnasium, das ich ab Herbst 1977 in Meran besuchte, sah ich mich politisch verhärteten Positionen gegenüber. Eine kleine gesellschaftliche Minderheit setzte sich Ende der 70er Jahre für die Einführung der zweiten Sprache im Kindergarten ein, sowie für den Schüleraustausch zwischen dem deutsch- und dem italienischsprachigen wissenschaftlichen Gymnasium in Meran; vergebens: die SVP(Südtiroler Volkspartei)-Mehrheit unter Landeshauptmann Silvius Magnago verbot den Unterricht der zweiten Sprache im Vorschulalter, ebenso den Schüleraustausch an den Gymnasien. Von „Mischkultur“ und „Assimilation“ war die Rede. Die Aufführung von Bertolt Brechts *Die Rundköpfe und die Spitzköpfe*, in der die Instrumentalisierung des Rassismus bzw. die Verlagerung des Klassenkonflikts auf ethnisch-nationalistische Konflikte lehrstückhaft vorgeführt wird, wurde 1980 zum Skandal. Circa 100 ladinisch-, deutsch- und italienischsprachige Südtiroler traten unter der Regie von Götz Fritsch auf und rezitierten die jeweiligen Textpassagen in ihrer Muttersprache. Brechts parabolisch-kritische Verarbeitung des Nationalsozialismus – hinter den rundköpfigen Tschuchen verbargen sich die Arier, hinter den spitzköpfigen Tschichen die Juden – wurde vom Wiener Regisseur dahingehend aktualisiert, daß er tschichisch, also jüdisch mit dem Attribut italienisch versah.

In der Tageszeitung *Dolomiten* wurde Brecht als „Stalinpreisträger“ bezeichnet; man fürchtete „daß die Neue Linke die Zugehörigkeitserklärung zu den Sprachgruppen verwässern will“. „Scheinheilig wird dieser Brecht in einer ‚versöhnlichen‘ Sprachmixture aus den drei Landessprachen serviert – und gleichzeitig wird ein Manöver inszeniert, um die Brandfackel der Zwietracht unter die Jugend zu werfen.“<sup>6</sup> Der Besuch von Schülervorstellungen wurde untersagt, auch der Direktor meiner Schule erlaubte uns nicht, das Stück anzuschauen.

Obwohl das deutschsprachige und das italienischsprachige Humanistische Gymnasium im selben Gebäude untergebracht waren, trafen die Schüler nie aufeinander. Zeitlich verschobene Beginnzeiten und Pausen sorgten dafür, daß die Wahlkampfparole des damals amtierenden SVP-Kulturlandesrats Anton Zelger Wirklichkeit wurde: *Je klarer wir trennen, desto besser verstehen wir uns.*

Im Maturajahr behandelten wir Brecht in einer einzigen Unterrichtsstunde, dagegen war J. W.v. Goethes *Faust I* und *Faust II* über zwei Jahre Klassenlektüre. Wo der eine Lehrer Kultur mit Traditionspflege gleichsetzte und einem romantischen Nationalismus-Begriff anhing, brachte uns der andere im Geschichts- und Philosophieunterricht durch die Analyse von Zeitungstexten bei, das Denunziatorische in der herrschenden politischen Begriffssprache zu entlarven. Ich lernte, mit anderen Augen zu sehen, lernte zu lesen, vor allem das Ausgesparte. Und ich begann zu schreiben, um mir Platz zu schaffen. Die gesellschaftliche Wirklichkeit und die öffentliche Meinung, die ich als junge Erwachsene Ende der 70er / Anfang der 80er Jahre vorfand, strebten noch immer eine Homogenisierung der deutschsprachigen Volksgruppe an und konstruierten ein Gemeinschaftsgefühl, das auf der Ablehnung ethnischer Diversität gründete. Ich flüchtete in die Literatur, in der ich weder meine Loyalität gegenüber der deutschsprachigen Minderheit beweisen mußte, noch lief ich beim Schreiben Gefahr, einen Verrat zu begehen: Die ersten Gedichte waren komplexe Verschlüsselungen, hermetische Gebilde, in denen ich sowohl vor den neugierigen Augen meiner Mutter Zuflucht suchte als auch vor der politisch reglementierten Wirklichkeit. Ich entdeckte, daß sich in den fiktiven Simulationsräumen der Poesie das Festgefahrene lockern ließ, daß sich die ideologischen Verankerungen durch die phantasievoll kombinierte Sprache wie von selbst lösten. Und ich schrieb – beeindruckt von der Lyrik Giuseppe Ungarettis und Salvatore Quasimodos – auch in der anderen Sprache, weil sich durch sie noch leichter Fremdheit erzeugen und eine vorschnelle Rückkoppelung auf die eigene Biographie und deren gesellschaftlichen Kontext vermeiden ließ.

### III Rückkehr der „deutschen Kultur“

Südtirol ist ein Land der vorgefertigten Antworten. Wer anders antwortet, wird nicht mehr gefragt.<sup>7</sup>

In einem 1996 erschienenen Aufsatz schreibt der deutsche Schriftsteller Jurek Becker, daß das kulturelle Niveau einer Gesellschaft vom Selbstbewußtsein ihrer Mitglieder und von deren Vertrauen in die Zukunft abhängt. Eine zwingende Folge von fehlendem Selbstbewußtsein sei Intoleranz.<sup>8</sup> „Dort wo Selbstbewußtsein am schlechtesten ausgeprägt ist, werden es die anderen immer am schwersten haben. Das können Kritiker sein, Protestierer, Ausländer, Juden, eben andere. [...] Wir leben in Gesellschaften, die ihren Zusammenhalt in hohem Maße Feindbildern verdanken.“<sup>9</sup>

Das Parteiprogramm der SVP stand in der Nachkriegszeit und auch noch in den Jahren meiner Jugend unter dem Motto „Südtiroler! Sammelt euch und seid einig

unter dieser Fahne!“. Die Ausgrenzung der Italiener blieb Programm. Man zog sich auf das deutschsprachige katholisch-konservative Milieu zurück; alle diejenigen, die sich nicht unter das Postulat der Einigkeit subsumieren ließen, zählten zu den politischen Feinden, und weil Universitäten Herde kritischen Denkens sind, verhinderte man in Südtirol Jahrzehnte lang die Errichtung von Hochschulen. Das hatte eine willkommene Abwanderung kritischer Geister vornehmlich ins deutschsprachige Ausland und in italienische Großstädte zur Folge.

Im Gegensatz zu Deutschland fand in Südtirol keine Aufarbeitung der faschistischen und nationalsozialistischen Vergangenheit statt; man zog sich auf die Position des doppelten Opfers zurück. Antinationalsozialisten oder erklärte Nazis, Dableiber oder Optanten – sie alle sollten sich unter der Fahne der deutschen Volksgruppe versammeln. Die politischen Differenzen von 1939 – von den Dableibern sagte man, sie hätten das eigene Volk verraten, von den Optanten, sie hätten die Heimat Erde preisgegeben, sie den Italienern überlassen – wurden ebensowenig öffentlich debattiert wie die Unterschiede zwischen der NS-Diktatur und dem faschistischen Regime. Die Täter kehrten nach dem Krieg in ihre früheren Positionen zurück. Jeder Ansatz einer öffentlichen Debatte über Schuld und Verstrickung wurde als Angriff auf die deutsche Ethnie interpretiert und im Keim erstickt. Das Argument der „gefährdeten deutschen Volksgruppe“ diente stets als Begründung für die Ablehnung moderner Einflüsse und kultureller Austauschversuche. Bis heute versuchen führende Politiker immer wieder, den Nationalsozialismus zu rehabilitieren; zuletzt hatte der amtierende Vizebürgermeister Oswald Ellecosta von Bozen im April 2009 in der Tageszeitung *Alto Adige* erklärt, daß der eigentliche „Tag der Befreiung“ nicht der 25. April sei, sondern der Tag der Okkupation durch die Deutsche Wehrmacht: „Wenn wir schon von Befreiung reden, dann sollten wir den 9. September 1943 nennen. Damals sind die Deutschen einmarschiert, sie sind von den Südtirolern mit Blumen empfangen worden.“ Ab dem 9. September 1943 sei die deutsche Kultur zurückgekehrt, so Ellecosta.<sup>10</sup>

In der Literatur wurde nach dem Krieg an eben diese Kultur angeknüpft, die anderswo durch Kahlschlag überwunden wurde. Die Poesie in der Tradition der 30er Jahre diente der Verzierung von Tirolensien und sollte deutsche Touristen anlocken. Noch Mitte der 70er / Anfang der 80er Jahre erschienen in der von Alfred Gruber beim Athesia-Verlag herausgegebenen *Werkreihe Südtiroler Autoren* literarische Bücher mit Titeln wie *Geliebte Erde*, *Feuer im Herbst* und *Kroud sitzn*.<sup>11</sup> Literarische Verdrängung funktioniere durch konventionelle Schreibweisen. In ihnen werde die Welt als etwas schon Bekanntes reproduziert und bestätigt, schreibt Dieter Wellershoff.<sup>12</sup>

Kulturpolitische Maßnahmen, wie sie in Deutschland im Sinne einer Reeducation stattgefunden haben, die die Veränderung des politisch-kulturellen Wertsystems und der ideologischen Einstellung der Bevölkerung zum Ziel hatten, wurden in Südtirol erst gar nicht ins Auge gefaßt, im Gegenteil: das Völkische und Deutschnationale, das man in Deutschland als Mitursache für den Aufstieg des Nationalsozialismus verantwortlich machte, wurde in Südtirol als Propaganda gegen die Italiener eingesetzt. Die Sammel- und Monopolpartei SVP bastelte an einem gemeinsamen Geschichtsbild, das aus den

deutschsprachigen Südtirolern eine Erinnerungsgemeinschaft konstruieren sollte. Sie bestimmte maßgeblich, wie diese Erinnerungen auszusehen hatten, indem sie auch die Medien kontrollierte. Die Familie Ebner um den langjährigen SVP-EU-Parlamentarier Michl Ebner ist heute mit einem Südtiroler Marktanteil von 85 Prozent Besitzerin aller wichtigen Zeitungen, Radio- und TV-Sender; im Vergleich dazu kann Silvio Berlusconi in Italien nur (!) mit einem Marktanteil von 80 Prozent aufwarten.

Der italienischsprachige Meraner Autor Paolo Valente beschreibt in seinem Essay *Scrivere nel Sudtirolo plurilingue* die Südtiroler als „un coacervo di storie diverse“, einen „bunten Haufen unterschiedlichster Geschichten“. „Estrarne identità pure è una forzatura, una finzione.“/ „Daraus den Begriff einer eindeutigen Identität filtern zu wollen, wäre ein Gewaltakt oder eine pure Erfindung.“<sup>13</sup>

Politik differenziert selten, sie ist oft Verallgemeinerung und Vereinfachung, jedoch liegt in der Regel die Verfügungsgewalt über die Medien nicht bei denselben politisch einflussreichen Personen, die auch für die Tradierung eines Kulturverständnisses verantwortlich sind, das die eigene ideologische Weltanschauung über die ästhetische stellt.

Es ist mir keine deutschsprachige Literaturlandschaft bekannt, in der sich die Antimoderne so lange halten konnte, in der Kunst als Dekoration und Bekräftigung eigener Vorurteile eingesetzt wurde. Im *Merian*-Heft sprach Gertrud Fussenegger noch 1957 vom „deutschen Volksraum“<sup>14</sup> Südtirol. Doch nicht nur die von der herrschenden Politik anerkannten Dichter und Dichterinnen bemühten immer wieder dieses nur allzu bekannte Vokabular, auch Innsbrucker Germanisten wie Eugen Thurnher und Moriz Enzinger trugen zur Entlastung der NS-Autoren bei und bevorzugten Texte „tirolischer Artung“. „[...] internationale Asphaltgeckerei“ habe „nach wie vor keinen Platz im Lande“,<sup>15</sup> schreibt Enzinger. „Asphalt“ war ein vor allem von Goebbels in seinen Reden eingesetzter nationalsozialistischer, antisemitischer Kampfausdruck. Unter „Asphaltliteratur“ verstand man damals Werke wurzelloser (jüdischer) Großstadtliteraten, die als undeutsche Entartungen galten.

Es bedurfte mehr als zweier Jahrzehnte, bis sich die Südtiroler Literatur vom herrschenden politischen Druck zu befreien vermochte, und es verwundert nicht, daß Franz Tumlner, der erste ernstzunehmende und herausragende Schriftsteller Südtirols, erst aus der Distanz mit der traditionellen Schreibweise brach. In einem Werkstattgespräch mit Peter Demetz nannte er als Gründe für die literarische Zäsur: die Übersiedlung nach Berlin, die Bekanntschaft mit Gottfried Benn und die Beschäftigung mit der literarischen Moderne und mit der amerikanischen und englischen Literatur.<sup>16</sup>

## IV Wider die Einschließung

Romane schreiben, Dichten, Phantasieren – das bedeutet: die Wirklichkeit bestimmen zu können und nicht von ihr verschlungen zu werden.<sup>17</sup>

Fünfzehn Jahre nach Norbert Conrad Kasers berühmter Brixner Rede, die vom Klagenfurter Germanisten Klaus Amann zurecht als „Gründungsurkunde der modernen Literatur in Südtirol“<sup>18</sup> bezeichnet wird, weil der 22 Jahre junge Dichter darin radikal mit der herrschenden Kultur abrechnet, veröffentlichte ich zum ersten Mal Gedichte aus den Jahren 1981–1983 in der Kulturzeitschrift *sturzflüge*. Es waren deutschsprachige Texte, die sich vom hermetischen Impetus befreit hatten und einen prosaischen Ton anschlugen. Kaser hatte ich erst zum Zeitpunkt seines Todes bewußt wahrgenommen, obschon ich mich außerhalb der Schulzeiten mit einem Lehrer und mehreren interessierten Schülern regelmäßig in einem Meraner Gasthaus traf, um zeitgenössische Literatur zu lesen; ich erinnere mich an meine erste Begegnung mit der anarchischen Sprachkunst von Ernst Jandl und H.C. Artmann, aber auch an die Entdeckung der Gedichte von Cesare Pavese im Frühjahr 1980. In der Einaudi-Taschenbuchausgabe der *Poesie del disamore* fand ich unlängst Blätter mit frühen Übersetzungsversuchen. Auf der letzten, leeren Buchseite hatte ich – die Schriftzüge sind die der Gymnasiastin – ein italienisches Gedicht von Norbert C. Kaser notiert: *la pioggia d'ottobre (Oktoberregen)*.

Der für mich prägendste Text jener Jahre war Franz Tumlers *Volterra. Wie entsteht Prosa*. Von Tumlers früher Begeisterung für das NS-System wußte ich als Schülerin noch nichts. Einige Jahre später reagierte ich auf die Entdeckung, daß er Mitglied der NSDAP und SA gewesen war und den Anschluß Österreichs an das Dritte Reich begrüßt hatte, mit jahrelangem Lektüreboykott. Daß der Verfasser von *Volterra*, diesem Text ohne nacherzählbare Fabel, der die klassischen Gattungsgrenzen sprengte, zwei Jahrzehnte vorher dem völkischen Gedankengut angehangen und zu den geförderten NS-Autoren gehört hatte, empfand ich als große Enttäuschung.

In dem lyrischen Prosa-Text *Volterra* hatte ich zum ersten Mal etwas vorgeführt gefunden, das ich heute als das spezifisch Österreichische an der Südtiroler Literatur bezeichnen würde: die über den deutschen Sprachraum hinausreichenden engen Kontakte zu einer fremden Topographie und anderen Kultur und Sprache und die damit einhergehende Suche nach Worten, die diese Orte und deren Kultur nicht abbilden, sondern auf poetische Weise erschaffen, ohne simplifizierenden nationalen Klischees zu verfallen.

Der Untergang der österreichischen Monarchie hatte mit der Gründung neuer Nationalstaaten dazu beigetragen, daß die deutsche Sprache in verschiedenen Gesellschafts- und Kultursystemen in unterschiedlichen Standardvariationen als Minderheiten- oder Mehrheitssprache gesprochen und mehr oder weniger von vielsprachigen und multiethnischen Konstellationen, wie sie in Mitteleuropa vorherrschen, mitgeprägt wurde / noch immer mitgeprägt wird.

*Volterra* ist nicht nur der Text eines in Bozen geborenen und in Linz aufgewachsenen mehrsprachigen Autors, es ist auch ein Text, der zwar auf das toskanische Volterra anspielt, jedoch keine realen historischen und geographischen Koordinaten anbietet. Tumler läßt bereits Anfang der 60er Jahre die traditionellen Erzählmuster hinter sich und spart – weil er um die Gefahren des allzu Deutlichen, des in der Vorstellung längst Vorweggenommenen weiß – den Gegenwartsbezug aus. Erst im Akt des Schreibens, des Suchens nach Worten, entsteht Volterra, „in der Nähe“ – so Tumler – „verschwindet es.“<sup>19</sup> Volterra ist zurückgeholte Erinnerung, auch Nachgezeichnetes von Nicht-Erlebtem. In der Gegenüberstellung der beiden Etruskerstädte Volterra und des weiter südlich gelegenen Fischerhafens Ansedonia, der 1330 von Siena zerstört worden war und nur noch aus Ruinen besteht, macht Tumler deutlich, daß der Unterschied zwischen der bewohnten und der unbewohnten Stadt, zwischen dem Ort der Lebenden und dem Ort der Toten nicht groß ist. Über Ansedonia schreibt er: „Und wenn es auch keine Häuser gab, es fehlte nichts. Alles, was an ihre Stelle gekommen war, hatte seinen bestimmten Platz; der Ort war deutlicher eine Stadt als mit Häusern.“<sup>20</sup> Das Lebendige läßt sich sprachlich ohnehin nicht einfangen, leichter ist es, das Nicht-mehr-Vorhandene zu rekonstruieren, das Nicht-Vorhandene zu erzählen, wahrzunehmen, was während des Schreibens geschieht, das Ungenügen an der erfahrbaren Realität offenzulegen. Der Entwurzelte muß sich seine Orte wieder und wieder erfinden.

„[...] ich hatte Worte gehört und sie nicht verstanden“ oder „ich hatte etwas versäumt und konnte es nicht einholen – und daß ich es schreiben wollte, war nur ein Versuch, es einzuholen“, schreibt Tumler in seinem Essay *Wie entsteht Prosa*.<sup>21</sup> Es geht beim Schreiben nicht um die Wiedergabe von Stereotypen, von feststehenden Phänomenen, sondern um deren Unterwanderung und Umgehung. Es ist der andere, nicht so bekannte Kulturkreis, der diese Umgehung geradezu herausfordert.

## V Einverleibung des Fremden

Niemand ist berechtigt, sich mir gegenüber so zu benehmen, als kennte er mich.

Robert Walser

In Südtirol nach dem Krieg aufzuwachsen bedeutete, die deutschsprachige und die italienischsprachige Kultur voneinander getrennt zu erfahren. Die familiären Verbindungen zu italienischen Freunden und Verwandten veranlaßten mich früh, nach Verbindendem und Verbindlichem zu suchen. Doch wird man die beiden Kulturen auch dann noch als disparate wahrnehmen, wenn das Trennende längst überbrückt ist. Brücken schlagen heißt, daß die Verbindungen sichtbar bleiben. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Volksgruppen wurden immer mit dem Anderssein der Italiener erklärt; das Verfahren privilegierte von Anfang an diejenige Volksgruppe, deren Werthierarchien zur Beurteilung der anderen eingesetzt wurden. Die deutschsprachigen Südtiroler legten ihre Beurteilungsmaßstäbe an den Italienern an, und die Medien veröffentlichten zumeist Pauschalurteile, ohne jemals die Selbstwahrnehmungen der

politisch Abgeurteilten als Korrektiv abzdrukken. Die so entstandenen Vorurteile wirken bis heute fort. Da hilft auch der Blick in die Geschichte nicht, zu wissen, daß das „alte Kronland Tirol“ – wie Ulrike Kindl bei einer Tagung zum Thema „Literatur in Südtirol“ bemerkte – „immer eine Nahtstelle zwischen deutsch- und italienischsprachigem Kulturkreis“ war und das Zusammenleben schon beinahe funktioniert hatte, bevor „der Ungeist eines pervertierten Nationalismus hie *Teitsche* und *Walsche* und da *italiani* und *crucchi* aufeinanderhetzte“.<sup>22</sup>

Als 1981 die Südtiroler Bevölkerung aufgerufen war, sich im Rahmen der allgemeinen Volkszählung zur deutschen, ladinischen oder italienischen Sprachgruppe zu bekennen, war ich 17 Jahre alt und noch nicht stimmberechtigt. Ich war zwar für die Anerkennung der Minderheiten, jedoch gegen den „ethnischen Proporz“, den ich nicht als Schlüssel zur Verteilungsgerechtigkeit von staatlichen Stellen sah, sondern als ethnische Zwangserhebung, als rassistisches Unterfangen, das mich neuerlich an das Brecht-Stück mit den Rund- und den Spitzköpfen erinnerte. Die Gegner der ethnischen Festschreibung sprachen von der „Option 1981“. Wer sich nicht als deutsch, italienisch oder ladinisch deklarierte, verlor wichtige Bürgerrechte wie beispielsweise den Anspruch auf Sozialwohnungen, auf Verwaltungsstellen oder auf die Kandidatur bei Wahlen. Mein Vater kam meinem Wunsch nach Verweigerung nicht nach, er dachte, ebenso wie meine Mutter, die mich nach meinem Studium händeringend bat, die Zweisprachigkeitsprüfung abzulegen, an meine Zukunft. Eben dieser Zukunft im Land der Volkstumskämpfer und Volksgruppenerhebungen sollte ich später den Rücken kehren, weil ich an der moralischen Legitimität einer eindeutigen „Sprachgruppenzugehörigkeit“ von Anfang an zweifelte. Auch hatte ich die gemischtsprachigen Ehen vor Augen, deren Kinder weder der einen noch der anderen Ethnie zuzurechnen waren, nicht berücksichtigt all jene, die auch aus anderen Staaten der Welt nach Südtirol gekommen waren. Die Zwangsethnifizierung hatte im Gemeindeamt mit der Eintragung der getauften Sabina als Sabine 1963 begonnen und war 1981 durch die vom Vater abgegebene Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung abgeschlossen. Nach meinem Studium der Germanistik, Geschichte und Politikwissenschaft in Innsbruck und Wien kehrte ich nicht nach Südtirol zurück, sondern übersiedelte nach Venedig.

Italien jenseits von Südtirol – das war die Vorstellung von dunkelgrünen, kleinen Bäumen mit orangen und gelben Früchten, die Vorstellung von hügeligen Landschaften, von terrassenartigen Hainen und Feldern, von Zypressen, Agaven, Feigenbäumen – das war auch der Geschmack von sonnengereiften Tomaten, von dunkelvioletten Auberginen und weißen Pfirsichen. Nichts von alledem ist – wie ich heute weiß – italienisch: die Zitrusfrüchte haben die Araber eingeführt, die Zypressen stammen aus Persien, Agaven und Feigenbäume aus Amerika, die Tomaten kommen aus Peru, die Auberginen aus Indien und die weißen Pfirsiche aus China.

Italien also – Schnittpunkt vieler Welten, Mittelachse des Mittelmeeres, Touristenziel, Projektionsland für Sehnsüchte, irrationales Liebesobjekt, Traumstation. Ich wollte mittenhinein in das Land des politischen Feindes, in das Land der Unzuverlässigkeit, des Leichtsinns, des Verbrechens, des Chaos, der Instabilität.

Der erste Roman, den ich in Venedig zu schreiben begonnen hatte, trägt den programmatischen Titel *Aushäusige* und erzählt von den Aushäusigkeiten im Mitteleuropa der frühen 90er Jahre. Er ist als Antwort auf den Anti-Heimatroman gedacht und spielt mit den unterschiedlichsten Stimmen und Perspektiven, mit Mentalitäten und Zuschreibungen – eine formalästhetische Reaktion auf die Sozialisation im Land der ethnischen Trennungspolitik. Beim Schreiben dieses ersten längeren Prosatextes versuchte ich über ein zivilisiertes Zusammenleben von Italienern und deutschsprachigen Südtirolern nachzudenken. Die Darstellung unterschiedlicher Kultursysteme und bikultureller Sichtweisen bedingte auch unterschiedliche Spracheinflüsse. Der Lektor eines großen deutschen Verlages hatte das Manuskript mit der Begründung abgelehnt, der Text sei ihm zu österreichisch-italienisch, das möge an seiner Lesesozialisation liegen. Peter Handke empfahl den Roman seinem slowenischen Verleger Lojze Wieser, der ihn 1996 veröffentlichte. *Aushäusige* ist mit einem Glossar versehen, in dem nicht nur spezifisch venezianische Ausdrücke erklärt, sondern auch gebräuchliche italienische Wörter übersetzt werden. Erstaunlicherweise waren die sprachlichen Abweichungen für den großen Deutschen Taschenbuch Verlag kein Hindernis; er erwarb die Lizenzrechte für *Aushäusige*, obwohl – verglichen mit Büchern aus dem deutschen Sprachzentrum – Färbung und Form des Debütromans bereits zum damaligen Zeitpunkt alles andere als marktkonform waren.

Die italienische Hauptstadt Rom spielt bereits in meinem vorletzten Roman *Die Zumutung* eine wichtige Rolle, im jüngsten Roman *Über Nacht* wird sie neben Wien zum zentralen Schauplatz. *Über Nacht* verknüpft zwei unterschiedliche Frauenleben in zwei Großstädten miteinander, das der italienischen, verheirateten und kinderlosen Altenpflegerin Mira mit dem der österreichischen, deutschsprachigen Alleinerzieherin Irma. Ich habe die beiden Frauenfiguren in unterschiedlichen Kulturkreisen angesiedelt, weil es in dem Roman auf mehreren Ebenen um die Frage der Übertragung und Einverleibung des Fremden geht. Die nierenkranke Irma erhält zu Beginn des Romans ein Spenderorgan und muß lernen, das Transplantat, das von einem anonymen Toten stammt, zu akzeptieren; im Text selbst, dessen römischer Teil konsequenterweise auf Italienisch geschrieben sein müßte (denn es handelt sich um italienisch sprechende Figuren in einem italienischsprachigen Kontext), wird der fremdsprachige in den deutschsprachigen Teil integriert; er wird ähnlich eingepflanzt/inkorporiert wie das fremde Organ.

Literatur ist für mich häufig eine Form von Transplantation, von Einverleibung des Fremden, von Einübung in fremde Lebenswelten. Für die chronischkranke Irma, die sich am Ende des Romans als Schreibende outet, ist Literatur auch Lebensgewinn. Denn obwohl beim Verfassen von Texten die Zeit verrinnt, läßt sich durch die Kunst des Schreibens das eigene bescheidene Leben erweitern, neues, fremdes hinzugewinnen.

In *Über Nacht* befinden wir uns einmal in Rom, dann wieder in Wien. Obwohl Südtirol in diesem Buch keine Rolle spielt, ist es präsent. Die getrennte Wahrnehmung der deutschsprachigen und der italienischsprachigen Kultur wird, wie ich sie bis zu meinem Fortgehen erlebt hatte, zur konzeptuellen Grundlage für den Roman. Die

Zerbrechlichkeit des menschlichen Körpers spiegelt sich im fragmentierten Textkörper. Es wird nicht eine Geschichte an einem Ort erzählt, sondern es wird eine andere Geschichte an einem anderen Ort dazwischengeschnitten und gleichzeitig das Verbindende und Verbindliche zwischen den beiden angedeutet.

Die Parallelgeschichten der beiden Frauen werden also im Wechsel erzählt, Ereignisse des einen Lebens spiegeln sich in Ereignissen des anderen Lebens. Die eine Lebensgeschichte schließt an die andere an und ist zugleich deren Voraussetzung.

Mira, die römische Altenpflegerin, das suggeriert der Roman, verunglückt auf der Autobahn; ihr Leben bricht mitten im Satz ab.

Der abgebrochene Satz, der auch die Verbindung zwischen den beiden Frauenfiguren Irma und Mira unterbricht, wird im letzten Kapitel des Romans, in dem sich Irma hinsetzen wird, um das Leben ihrer möglichen Spenderin zu erfinden, es selbst zu erschaffen, zu einer dauerhaften Verbindung zwischen den beiden. Oder einfacher gesagt: Die Unterbrechung stellt die Verbindung erst her. Der abgeschnittene Lebensfaden wird von Irma aufgenommen und neu verknüpft.

Irma sucht nach einer Formulierung für das Unklare, Ungewisse („ich habe Worte gehört und sie nicht verstanden“ steht bei Tumler). Der römische Teil des Romans, der Mira-Teil, wird zur Niederschrift dessen, was Irma nicht weiß, nur ahnen kann, ein Amalgam aus Zufall und dem, was für Irma der Fall ist.

## VI Der fremde, befremdete Blick

Ein österreichischer Journalist hatte mich gefragt. „Und wie lebt man so mit diesen zwei Seelen in der Brust?“ Ich habe ihn verärgert, indem ich sagte: „Ah, dann wissen Sie, daß ich ein Fan von Napoli und Juventus bin!“

Gerhard Kofler, *Notizbuch der Wasserrosen*<sup>23</sup>

„Südtirol wird eine Literatur haben, wie gut daß es niemand weiß. Amen.“ Dies waren die Schlußworte Norbert C. Kasers in seiner Brixner Rede im Jahr 1969.<sup>24</sup>

Kaser und Joseph Zoderer studierten in Wien, bevor sie nach Südtirol zurückkehrten. Franz Tumler, Gerhard Kofler, Herbert Rosendorfer und Anita Pichler lebten zu Beginn ihrer Karrieren und zum Teil auch noch in späteren Jahren in Berlin, Wien, München und Venedig. Die Autoren und Autorinnen wanderten größtenteils ins Ausland oder südlich der Landesgrenzen ab, vielleicht um den Bruch mit der bodenständigen Tradition auch topographisch zu vollziehen und den Erfahrungsspielraum, der in Südtirol politisch und ideologisch besetzt war, zu erweitern und mit neuen Sichtweisen zu bereichern. Gewiß spielte auch die Verlagssituation eine entscheidende Rolle. Der Raetia-Verlag wurde erst 1991 gegründet, Folio folgte im Jahr darauf. Mit der Gründung dieser beiden Verlagshäuser gab es erstmals unabhängige literarische Buchpublikationsmöglichkeiten innerhalb der Landesgrenzen.

In einem Referat, das Gerhard Kofler 1987 an der Cusanus-Akademie in Brixen gehalten hat, bezeichnet er das Fremde als eine der wenigen „Antwortmöglichkeiten

[...] auf das Wort *Heimat*“. „Das Vertraute fremd wirken zu lassen, ist ohnehin eines der anregendsten literarischen Verfahren. Die Umkehrung jedoch gehört mit zu den Voraussetzungen: Erst durch die Anregung des Anderen ist eine Bewegung im vorgegebenen historischen, gesellschaftlichen und sprachlichen Bezirk möglich.“<sup>25</sup>

Ich mußte mich von meinem Herkunftsland entfernen, um die Bilder und die Sprache aus der biographischen Verankerung lösen zu können, bedurfte der Distanz, um die Erinnerungen neu sehen zu können, versuchte es zunächst in *Aushäusige* mit einem ständigen Wechsel von Stimmen und Perspektiven, Einstellungen und Schnitten, die eine Neuorientierung abverlangten und eine vorschnelle Identifikation mit den Figuren unmöglich machten.

In dem Buch *Kulturen der Empathie* von Fritz Breithaupt<sup>26</sup> wird Empathie als die Fähigkeit definiert, Ähnlichkeit wahrzunehmen, die wir auf uns selbst beziehen. Ist diese Ähnlichkeit zu groß, tendieren wir zur „emotionalen Ansteckung“, vor der wir uns nur schützen können, indem wir Distanz aufbauen. In der Literatur läßt sich diese auf mannigfache Weise herstellen, indem das allzu Bekannte in ein neues Formkleid gesteckt wird und so wieder fremd erscheint oder indem – wie bei Tumlers *Volterra*-Text – der Ort erst im Akt des Schreibens entsteht.

Wenn man überhaupt von etwas spezifisch Südtirolerischem in der Literatur sprechen kann, ohne dabei in vereinfachende und verfälschende Klischees zu verfallen, so ist es das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kultursysteme, das sich für viele Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus und in Südtirol als prägend erwiesen hat und sie auch zu Übersetzern und Übersetzerinnen werden ließ (Gerhard Kofler übertrug beispielsweise Domenico Starnones *Via Gemito*, Anita Pichler Vincenzo Consolos *Die Steine von Pantalia*, Maria Elisabeth Brunner Consolos *Palermo Der Schmerz* und Kurt Lanthaler Peppe Lanzettas *Die Sehnsucht des Cattivotenente* – um nur einige Beispiele zu nennen).

Nicht nur die nach Südtirol zurückgekehrten Autoren wie Joseph Zoderer und Sepp Mall setzen sich mit den Voraussetzungen und Folgen des Zusammenlebens der verschiedenen Volksgruppen auseinander, auch diejenigen, die im italienischsprachigen Raum oder im europäischen Ausland geblieben sind, kehrten und kehren immer wieder literarisch nach Südtirol zurück.

„Italienisch als das naheliegende Fremde nicht aufzugreifen und zum Vertrauten werden zu lassen, das hätte ich wohl auch dann nicht zuwege gebracht, wenn man mich in eine Lederhosn gesteckt hätte, die mir bis über beide Ohren gegangen wäre“, so Gerhard Kofler in seinem Vortrag.<sup>27</sup> Er hat seine Gedichte zuerst in italienischer Sprache verfaßt und dann ins Deutsche übertragen. Kurz vor seinem Tod schrieb er nur noch italienisch.

Der in Zürich und Berlin lebende Kurt Lanthaler sieht sich als „italienische(n) schriftsteller, der (meist) in deutsch schreibt“<sup>28</sup>, seine Bücher *Azzurro*, *Weisswein und Aspirin*, *Napule* und *Das Delta* sind voll von Zitaten und italienischen Sprichwörtern; er behilft sich mit Glossaren und beigefügten Übersetzungen. In seinem zuletzt erschienenen Buch *Das Delta* finden sich im Anhang u.a. Auszüge aus Torquato Tassos

*Das befreite Jerusalem*, aber auch ins Deutsche übertragende Abzählreime. Kofler, der in Wien zuhause war, hat auch auf neapolitanisch geschrieben, Lanthalers *Azzurro* enthält Versatzstücke in „brindisino, napulitano, siciliano, padano, sardu, arberesh“.<sup>29</sup>

Für den Bozner Schriftsteller Martin Pichler ist das Italienische die „sehnsuchtsprache“ und die „sprache meiner erotischen fantasien“, das Deutsche, schreibt er, eigne sich dafür überhaupt nicht.<sup>30</sup> Sowohl im Roman *Lunaspina* als auch in *Störgeräusch* stehen italienische Lieder (z.B. von Fiorella Mannoia und Mina) im Mittelpunkt.

Der in Meran lebende Dichter Sepp Mall bezieht sich in seinem Hörspielband *Inferno solitario* auch auf Dantes *Inferno* und nennt als Bezugspunkte für sein Schreiben immer wieder auch die Lyrik von Giuseppe Ungaretti, Eugenio Montale und Salvatore Quasimodo.<sup>31</sup>

Von Maria Elisabeth Brunner, die viele Jahre an italienischen Universitäten gelehrt hatte, bevor sie eine Stelle an der Universität in Stuttgart annahm, erschien 2009 eine Monographie zum Werk der italienischen Schriftstellerin Anna Maria Ortese.<sup>32</sup> In ihren eigenen literarischen Texten sind Anklänge vor allem an das Werk der großen sizilianischen Schriftsteller erkennbar.

Die Liste der Einflüsse aus der italienischen Literatur und Kultur ließe sich fortsetzen. Umso erstaunlicher ist die Nichtbeachtung dieser Literatur von seiten der italienischen Kritik. Italien hat mit Ausnahme des Werks von Joseph Zoderer, der sich durch *Die Walsche* – ein Text, der das Politische in den Vordergrund rückt – einen Namen gemacht hat, kaum auf die Literatur im Norden reagiert, obwohl diese Literatur auf seinem Territorium entstanden ist oder sich aus dem Ausland auf dieses Territorium bezieht, ja obwohl sich Autoren wie Gerhard Kofler oder Kurt Lanthaler dezidiert als italienische Autoren bezeichnet haben bzw. noch immer bezeichnen.

Bereits in den Jahren 1926 und 1927 verschwanden im Zuge der faschistischen Politik alle Hinweise auf fremdsprachige Minderheiten aus den Lese-, Geschichts- und Geographiebüchern Italiens. Für Mussolini war es wichtig, daß „die Tradition und die Gefühle“ der Italiener nicht durch slowenische, deutschsprachige und französische Minderheiten an Italiens Grenzen verletzt würden.<sup>33</sup> Die Durchsetzung der Italianität durch Einführung der italienischen Amts- und Schulsprache war nur eine faschistische Strategie neben der Italianisierung der Familiennamen und dem Ausbau der faschistischen Jugendorganisationen Avanguardisti und Balilla. Nicht nur im Umgang mit den Minderheiten scheint Italien Nachholbedarf zu haben, auch seine imperialistische faschistische Politik in Libyen, Abessinien, im Spanischen Bürgerkrieg und in Albanien ist nach wie vor ein Tabuthema.

Erfahrungsgemäß ist Südtirol nur dann von italienischem Medien-Interesse, wenn polemische Äußerungen von deutschnationalen Politikern fallen wie zuletzt vom dritten österreichischen Nationalratspräsidenten Martin Graf (FPÖ), der in einem Interview mit der Tageszeitung *Die Presse*<sup>34</sup> eine Volksabstimmung in Südtirol forderte, bei der die Südtiroler Bevölkerung über den Verbleib in Italien oder die Annexion an Österreich abstimmen sollte. Die italienischen Medien berichten wenig differenziert, man wird die Vermutung nicht los, als setzten sie die Vorfälle, die in Beziehung zu ihrer

anderssprachigen Grenzregion im Norden stehen, noch immer mit der vorsätzlichen Verletzung des italienischen Nationalgefühls gleich.

„Ma tu come ti senti?“ „Ma voi chi siete?“ Diese nur allzubekanntes Fragen, die ich von italienischer Seite immer wieder gestellt bekomme („Als was empfindest du dich?“ „Wer seid ihr?“) wären längst obsolet, wenn der Kulturtransfer, der von deutschsprachigen Schriftstellern und Schriftstellerinnen mit einer italienischen Identitätskarte längst als ein dynamischer, kreativer und selbstverständlicher Prozeß empfunden wird, auch auf der anderen Seite verstärkt ankommen würde. Dazu bedarf es aber der Übersetzung in die andere Sprache, der Transplantation, der Einverleibung des Fremden, einer wechselseitigen Durchdringung.

## Anmerkungen

---

- 1 Persönliche Aufzeichnungen Heft XVII, 22. Juli 2007, S.261.
- 2 Laut Walter Monauni (Bad Gastein) wird der Name Monauni erstmals 1582 im Ortsteil Verla urkundlich erwähnt; als Quelle gibt er ein Buch über die Gemeinde Giovo in der Val di Cembra an sowie die Ergebnisse eines Ahnenforschers vor Ort.
- 3 Felice Zadra: Gli ebrei della Val di Non. In: [http://www.trentinocultura.net/doc/radici/storia/GLI\\_EBREI\\_DELLA\\_VAL\\_DI\\_NON\\_05.pdf](http://www.trentinocultura.net/doc/radici/storia/GLI_EBREI_DELLA_VAL_DI_NON_05.pdf). Zadra schreibt, daß in zahlreichen Gemeindearchiven der Val di Non und der Val di Sole das Nonstal im Lateinischen „Anania“ geschrieben wird. Im biblischen Kontext bedeutet „Anania“ „Yaweh ist barmherzig“ – die von weit her Gereisten segneten auf diese Weise die Erde, auf der sie sich niederließen. Denkbar wäre auch eine Ableitung von „Anani“, hebräisch „meine Wolke“, in der Bibel – so Zadra – ein direkter Verweis auf die Nachkommen König Davids.
- 4 Etymologische Erklärung von Christa Prokisch, Archiv des Jüdischen Museums Wien.
- 5 Zygmunt Bauman: Gemeinschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009, S.18.
- 6 Siehe *Dolomiten* vom 26./27. Jänner 1980.
- 7 Persönliche Aufzeichnungen Heft XVI, 13.12.2005, S.150.
- 8 Jurek Becker: Über den Kulturverfall in unserer Zeit. In: J.B.: Ende des Größenwahns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996, S.38.
- 9 Ebenda, S.40.
- 10 Siehe Interview in *Alto Adige* vom 27. April 2009.
- 11 Erich Kofler: Geliebte Erde. Bozen: Athesia 1978; Hubert Mumelter: Feuer im Herbst. Bozen: Athesia 1978; Margit v. Elzenbaum: Kroud sitzn. Bozen: Athesia 1981.
- 12 Dieter Wellershoff: Wahrnehmung und Phantasie. Essays zur Literatur. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1987, S.37.
- 13 Paolo Valente: Scrivere nel Sudtiolo plurilingue / Schreiben im mehrsprachigen Südtirol. In: Beatrice Simonsen (Hg.): Grenzräume. Eine literarische Landkarte Südtirols. Bozen: Raetia 2005, S.175 u. 183f.
- 14 Gertrud Fussenegger: Hier beginnt der Süden. In: Merian 10, 1957, S.3; zit. nach Klaus Amann: Option. In: Johann Holzner (Hg.): Literatur in Südtirol. Innsbruck: StudienVerlag 1997.
- 15 Moriz Enginger: Strömungen der Gegenwart. In: Schöpferisches Tirol. 1. Folge. Dichtung. Innsbruck 1953, S.15; zit. nach Amann (Anm. 14).
- 16 Franz Tumler – Peter Demetz. Werkstattgespräch. In: Arsenal. Beiträge zu Franz Tumler. München: Piper 1977, S.45ff.
- 17 Persönliche Aufzeichnungen Heft XVIII, 16.7.2008, S.240f.
- 18 Amann (Anm. 14), S.40.
- 19 Franz Tumler: Volterra. Wie entsteht Prosa. München: Piper 1991, S.17.
- 20 Ebenda, S.32.
- 21 Ebenda, S.40.
- 22 Ulrike Kindl: Geschlechterrollen – werden sie von der Minderheitenliteratur stabilisiert? In: Holzner (Anm. 14), S.103.
- 23 Gerhard Kofler: Taccuino delle ninfee. Notizbuch der Wasserrosen. Klagenfurt: Wieser 2005, S.106f.

- 24 Norbert C. Kaser: Südtirols Literatur der Zukunft und der letzten zwanzig Jahre. In: N.C.K.: Prosa. Hg. v. Benedikt Sauer u. Erika Wimmer-Webhofer. Innsbruck: Haymon 1989 (Gesammelte Werke 2), S.118.
- 25 Gerhard Kofler: Vertrautheit mit Fremdem. Literarische Anregungen und Vorbilder. Vortrag gehalten 1987 in der Cusanus-Akademie in Brixen, transkribiert von Hannelore Kofler für den Nachlaß 2009.
- 26 Siehe Fritz Breithaupt: Kulturen der Empathie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp TB 2009.
- 27 Kofler (Anm. 25).
- 28 Kurt Lanthaler: E-Mail an Sabine Gruber vom 29. Juni 2009, 17:08.
- 29 Ebenda.
- 30 Martin Pichler: E-Mail an Sabine Gruber vom 21. Juni 2009, 09:19.
- 31 Sepp Mall: E-Mail an Sabine Gruber vom 22. Juni 2009, 10:40.
- 32 Maria Elisabeth Brunner: Schreiben als Arbeit an der Sprache. Das literarische Werk von Anna Maria Ortese. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009.
- 33 Zit. nach Klaus Gatterer: Mussolinis Weisungen zur Südtirolfrage. In: K.G.: Aufsätze, Reden. Bozen: Edition Raetia 1991, S.147.
- 34 Siehe *Die Presse* vom 26. Juli 2009.